

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 51

Artikel: Die Hausdame

Autor: Burg, Anna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beruhigung, sie in so guten Händen zu wissen. Er hat mir nur weh getan, daß ich Sie nach Mamas Tod nicht zu uns nehmen konnte, aber da mein Mann unsere Lina aus seinem Elternhaus mitgebracht hatte, war es nicht möglich. Doch wird Ihnen nie vergessen sein, wie treu Sie unserem Mütterlein beigestanden sind in froher und schwerer Zeit."

„Ach, ich konnte ja damit ja nur ein ganz kleines Teilchen von ihrer unendlichen Güte heimzahlen. Von unserm Hergott wird sie jetzt den vollen Lohn dafür empfangen Seit ihrem Heimgang, also seit vier Jahren, bin ich ja auch wieder in einer guten Stelle, d. h. wo ich selbständig bin, ein hübsches und im Winter warmes Zimmer habe und einen guten Lohn — aber die Leute sind nicht vom Schlag der Mutter. Für meine zwei Damen ist die Magd eben nichts anderes als eine Magd. Sie denken wohl kaum daran, daß eine solche auch eine Seele und Gefühle wie höher stehende Menschen besitzen kann. — Und so kam es, daß ich wieder von neuem hungrig wurde nach Wärme und Liebe, nach einem versteckenden Menschen, und und so kam eben das andere“

(Schluß folgt.)



Es ist ein Ros' entsprungen ... Scherenschnitt von Luise Hoff.

Die Hausdame.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

Es hatte doch kaum zu schneien begonnen und schon lag der Park ganz weiß verhüllt. Noch tiefer war die Stille geworden, noch eindringlicher der Eindruck von Einsamkeit, die doch schon in hellen Sommertagen das abseits liegende Gut umschloß. Die hohen Tannen, deren Zweige sich mit wohligen Seufzen unter der weichfallenden Decke ein klein wenig abwärts senkten, bildeten eine immer dichter werdende Mauer um das alte vornehme Haus, dessen Säulenfront nur schwach erleuchtet war. Eine Haustorlampe gab ihren ruhigen, steten Schein in die von Schneelicht flimmernde Dämmerung ab. Alle Fenster der Borderseite waren dunkel. Im ersten Stock stand am Edfenster eine Frauengestalt. Aus müdem, gealtertem Antlitz schauten zwei melancholische Augen in das Spiel der Floden hinaus.

Vielle Leute sehen den Schnee gern, dachte die Einsame. Ich sah ihn früher auch gern. Man fühlt sich so eingeschlossen, so geborgen! Aber nur, wenn man ein ruhiges Herz hat, kann man sich über die Natur freuen. Oder wenigstens wenn man weiß, wo man zu Hause ist. Noch vor einem Jahr habe ich mich auch über den Schneefall gefreut. Ich glaubte wirklich, für immer oder doch auf Jahre hinaus eine Stätte gefunden zu haben. Ich dachte nicht mehr an eine Aenderung. Es ist nicht schön von ihm, daß er mich so kalten Herzens wieder ziehen läßt.

Sie wandte sich vom Fenster ab. Es war nun in dem hochelegant eingerichteten Salon ganz dunkel geworden. Sie drehte das Licht an. Aus schöner Deckenlampe strömte angenehm gehaltene Helligkeit über die vornehme Einrichtung des Gemaches. Die Frau, die gut, aber ganz einfach gekleidet war, zog sorgfältig die an goldenen Stangen laufenden Gardinen zu, rückte an den Stühlen, nahm ein Staubfärberchen von dem dunkelgetönten Perserteppich auf und schaute sich noch prüfend um. Dann schob sie eine breite Schiebetür zurück, ließ mit einem Fingerdruck das anstoßende Gemach in volle Beleuchtung treten und durchschritt auch dieses mit musterndem Blick und da und dort ordnender Hand. Es war dies ein Speisesaal mit langer Tafel, mit

Glasschränken, in denen es von Kristall und Silber funkelte und mit allen zu einem behaglichen Eckzimmer nötigen Möbelstücken. Das nicht Alltägliche in diesem Raum war die schön geschmückte Weihnachtstanne, die auf einem Seitentisch gegenüber einem hohen Pfeilerpiegel stand, in dem sie schweigend und feierlich ihre edle Form, den diskreten Schmuck ihrer Zweige betrachtete. Ein ganz leiser Duft strömte von ihr aus. Die Tafel war in der Mitte für drei Personen gedekt. Teller, Besteck und Gläser von ausgesuchtestem Geschmack. Alles hatte etwas Erwartungsvolles. Aber die Augen der Frau glitten über alles mit demselben zwar aufmerksamen, aber unbeteiligten Blicke.

Sie war ja nicht die Hausfrau, sondern nur die Hausdame, die nun seit mehr als sechs Jahren dem verwitweten Großkaufmann Enderlin treulichst Haus und Habe verwaltet hatte. Enderlin war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, der seiner verstorbenen Frau, wie man sagte, so innig nachtrauerte, daß eine Wiederverheiratung für ihn nicht in Frage kam und der seiner Hausdame mehr als einmal versichert hatte, wie glücklich er sich schäze, endlich die Person gefunden zu haben, der er sein Hauswesen samt den Dienstboten in den langen Zwischenräumen seiner Abwesenheit ohne jede Sorge anvertrauen konnte. Denn er war viel auf Reisen und pflegte sich nur im Sommer so recht seines Landstücks zu freuen, zu welcher Zeit er dann auch das Haus mit Gästen anfüllte, die es sich in den behaglichen Räumen und dem schönen Park wohl sein ließen. Es war dies jeweils nicht die schönste Zeit für Frau Verena Barberini, die Hausdame, gewesen; denn unter den weiblichen Gästen waren oft Mütter mit Töchtern angekommen, und die Furcht, es möchte darunter eine zukünftige zweite Frau ihres Herrn sein, war nie

ganz von ihr gewichen. Mit diesem Aufatmen hatte sie dann die gefährlichen Eindringlinge wieder verreisen sehen, auf ihre Beobachtung vertrauend, die ihr keine verdächtige Annäherung des Hausherrn an eine der Schönen verraten hatte. Und nun war es doch geschehen. Unvorbereitet hatte sie die Nachricht getroffen, daß Herr Enderlin sich verlobt habe und sich zu Weihnachten vermählen würde.

Zwar war es Frau Verena nicht im Traum eingefallen, für sich selbst Hoffnungen zu hegen, wie die böse Welt sie sonst Hausdamen, die einen Witwer betreuen, ohne weiteres zutraut. Sie wußte zu gut, daß sie eine alte, verblühte Frau war, die aus ihrer guten Zeit nichts anderes bewahrt hatte als den sichern Taft, den selbstverständlichen Anstand in jeder Situation. Aber es war ihre leise Hoffnung gewesen, Jahr um Jahr in der verhältnismäßig angenehmen Stellung zu bleiben, vor des Lebens Sturm und Not, die sie reichlich genug erfahren, beschützt zu sein und von dem gutbemessenen Gehalt soviel zurücklegen zu können, um sich für die letzten Lebensjahre gesichert zu fühlen. Nun war das auf einmal wieder vorbei. Sie sah sich genötigt, ein anderes Unterkommen zu suchen, und was ihr am wehesten getan, das war die lächelnde Gelassenheit, mit welcher Herr Enderlin ihr seine Vermählungsabsicht mitgeteilt und ihre darauf erfolgende Kündigung angenommen hatte. Es war ihm also ganz gleichgültig, daß sie wieder ihres Weges ziehen mußte, und er hatte auch nicht die geringste Anspielung gemacht, als ob er selbst sich bemühen wollte, ihr eine andere ähnliche Stelle zu beschaffen. Natürlich dachte er an ihre Tochter, an die sie sich ja wenden könne. Aber einmal war diese Tochter nicht von Frau Verenas Blut, sondern stammte aus einer ersten Ehe ihres Mannes, und obwohl sie sie innig liebte und in bestem Einvernehmen mit ihr gelebt hatte, so konnte sie doch nicht daran denken, bei dieser schönen Viola eine Heimat zu suchen. Viola war eine berühmte Schauspielerin, die bei aller fraglosen Unständigkeit doch ein viel zu ungebundenes Leben führte, als daß Frau Verena sich eine Vereinigung mit ihr hätte denken können. Zur Theatermutter schien sich Frau Verena gar nicht zu eignen. Überdies wäre es ihr unerträglich gewesen, einem ewigen Wechsel unterworfenen, ungeordneten Hausstand vorzustehen und die plan- und ziellose Verschleuderung des Einkommens mit anzusehen, wie sie bei dem Künstlervolke üblich ist. Dann hatte auch Viola seit Monaten auf die Briefe der Stiefmutter nicht mehr geantwortet, und Frau Verena wußte nicht einmal, ob sie in ihrem alten Engagement in München geblieben oder einer Gastspieleinladung nach Amerika gefolgt sei. Da dies Stillschweigen nichts Außerordentliches war, so beunruhigte es Frau Verena weiter nicht, vertiefte aber ihr Gefühl der Verlassenheit.

So waren es denn keine weihnachtlichen Empfindungen, mit denen die Hausdame durch die geordneten Räume schritt und zum soundsovielen Male sich versicherte, daß alles in Ordnung und zum Empfang des neuvermählten Paars bereit sei. Sie war eben noch in der Küche gewesen, wo Köchin und Stubenmädchen sich der Zubereitung eines ausgewählten kleinen Festmahles widmeten, und schritt nun wieder durch den langen Korridor, von Unruhe und Traurigkeit getrieben.

„Die muß jetzt auch wieder ein anderes Dach suchen“, sagte die Köchin hinter ihr her. „Wohl wär's ihr hier gewesen. Und uns geht's am Ende auch übel, wenn eine neue Madame einzieht.“

„Ja“, bestätigte das Stubenmädchen, „mit der Frau Barberini könnte man sich vertragen. Sie war sozusagen unseresgleichen.“

„Und doch nicht ganz“, meinte die Köchin, „ich hätte mich nicht unterstehen wollen, ihr vertraulich zu kommen.“

„Aber ein Herz hat sie doch für alle Leute. Wie sie den Martin gepflegt hat! Wissen Sie nicht mehr?“

„O ja, gewiß — ich sage ja nichts!“

Die Besprochene schritt raschlos weiter von Raum zu Raum, und draußen sank der Abend und legte einen immer dichter werdenden Schneeschleier um Haus und Garten. Nur ganz gedämpft tönte jetzt der Glöckchenklang vom Weihnachtsläuten aus dem Dorf herüber. Als Frau Verena wieder in den Speisesaal trat, umfing sie der zarte Duft des Weihnachtsbaumes. Und einen Augenblick erfüllte sich ihr matiges Herz wie mit sanftem Heiligabendfrieden. Es war immerhin Weihnachten. An diesem Tage durfte man nicht so mutlos einhergehen, wie sie es jetzt tat. Die frohe Botschaft galt auch ihr. Das Herz mußte sich nur dafür öffnen. Sie atmete tief und schloß die Augen und sammelte sich innerlich, wie sie es so oft in ihrem Leben getan hatte, zu einem raschen kräftigen Gebet. Die geheimnisvolle Verbindung mit der höhern Welt stellte sich auch sofort her. Sie fühlte einen sanften Trost in ihr Herz fließen und konnte ruhig an die Ankunft der neuen Hausfrau denken. Schließlich war ihr selbst durch ihren Vertrag der Verbleib unter diesem Dache noch für drei Monate gesichert. Bis dahin war es Frühling; sie konnte ein neues Unterkommen finden, obwohl dies für eine über fünfzig Jahre alte Frau nicht so leicht war; im schlimmsten Falle würde sich doch wohl die Stieftochter ihrer annehmen; die Hauptache war, daß sie gesund blieb. So sprach sie beruhigend und tröstend mit sich selbst und setzte sich an ihren gewohnten Arbeitsplatz im Edzimmer. Sie nahm eine Handarbeit. Es war erst sechs Uhr. Aber sie hörte, daß im Hof der Schlitten bereitgemacht wurde, mit dem die Erwarteten von der Station abgeholt werden sollten. Es war dies eine Idee von Karl, dem Chauffeur, der bei jeder Gelegenheit die Pferde dem Auto vorzog. Er behauptete, alle Wege seien so verschneit, daß der Schlitten das einzige mögliche Fuhrwerk sei. Man hörte das Stampfen der lebhaften Pferde, das leise Klingen des Schlittengläutes. Das hatte alles einen träumerischen Reiz, so daß Frau Verena in immer tieferes Sinnen verfiel und sich Erinnerungen überließ, die sie sonst eher von sich wies. Sie gedachte eines Weihnachtsabends, der fünfundzwanzig Jahre zurücklag, wo sie mit ihrem Gatten und seinem verwaisten Töchterchen zum ersten Male im eigenen Heim bei einem Christbaum gesessen hatte. Sie sah den warmen Blick ihres Mannes auf sich ruhen, fühlte, wie das Kind leidenschaftlich zärtlich seine Armband um ihren Hals schlang und sie Mutter nannte. Die Seligkeit jener Stunde kam ihr jetzt traumhaft vor. Das Leben hatte sie schon nach wenigen Jahren wieder hinausgestoßen aus dem friedlichen Hafen, da ihr Mann starb und das achtzehn Jahre alte Stieftöchterlein sich mit Ungestüm der ersehnten künstlerischen Laufbahn zuwandte. Zehn Jahre lang hatte sie dann einem großen, unruhigen Hauswesen vorgestanden als die oberste Aufsicht in einer Fremdenpension, und mit großer Erleichterung war sie vor sechs Jahren aus jenem für ihr Wesen viel zu geräuschvollen Treiben in die vornehme Stille dieses Landstiftes eingezogen, hoffend, hier eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Wie töricht war es doch von ihr gewesen. Um so härter hatte sie jetzt der Schlag getroffen, sich aufs neue einer unbekannten drohenden Zukunft gegenüberzusehen. Auf und ab wogten in ihrem Herzen trübe Gedanken abwechselnd mit den tröstenden Ermahnungen, die sie sich selbst gab.

Auf einmal fuhr sie erschrocken auf. Sie hatte es gar nicht beobachtet, daß der Schlitten fortgefahren war. Jetzt tönte durch die lastende Schneestille siegreich das lustige Klingen. Der Schlitten fuhr in den Hof.

Ein Herzschlag, wie sie es noch nie empfunden zu haben glaubte, überfiel Frau Verena. Sie stand mitten im Zimmer, außerstande, sich zum Empfang mit ihrer gewohnten Ruhe zu rüsten. Und doch mußte es sein. Sie riss sich förmlich gewaltsam aus der allzu tiefen Traumversenkung, der sie sich überlassen; ihre Stirne wurde glatt, ihre Hände wurden ruhig, und ihr Schritt war fest,

als sie den Korridor entlang dem Vestibül zuschritt, wo man bereits die kräftige Stimme des Hausherrn hörte. Durch die Glastür, die sie noch von den Unkommenden trennte, sah Frau Verena, wie Karl einige Koffer in die Halle trug; sie sah eine hohe, schmale, ganz in Pelz gehüllte Frauengestalt, sah den Hausherrn mit lachendem Gesicht, auf dem eine neue Jugend aufzublühen schien, nach dieser reizenden Frauengestalt schauen.

Frau Verena senkte den Blick. Sie öffnete die Glastür, die in das Innere des Hauses führte, weit und stellte sich bescheiden und zur Begrüßung bereit neben dies offene Tor.

Da nahm der Hausherr die junge Frau bei der Hand, zog sie sanft über die Schwelle und sagte laut: „Sei willkommen in meinem Hause!“

Dann wandte er sich Frau Verena zu und bot ihr die Hand mit den Worten: „Ich bringe Ihnen meine Frau, verehrte Frau Barberini. Ich habe mich lange gefreut auf den Augenblick, wo Sie beide sich gegenüberstehen würden.“

Frau Verena versuchte zu lächeln. Sie blickte unsicher nach der jungen Dame hin, die bisher kein Wort gesagt hatte und nun schweigend damit beschäftigt war, den dichten Schleier, den sie um Gesicht und Pelzmützchen geschlungen hatte, abzunehmen. Bis dies geschehen war, verging eine Minute in tiefer Stille. Dann fuhr Frau Verena zurück, tat einen Schrei und fühlte sich im nächsten Augenblick umschlungen, hörte im nächsten Augenblick an ihrem Ohr ein glücklich lachendes „Mutter!“

„Du bist's? Du bist's?“ stammelte sie.

Es war ihre Tochter Viola, die vor ihr stand in lächelnder, seliger und beseligender Schönheit.

„Ich bin's!“ rief sie. „Ist das nicht eine Weihnachtsüberraschung, die sich sehen lassen darf?“

Erst als Frau Verena in das schmunzelnde Gesicht des Hausherrn blickte, glaubte sie an das Geschehene.

Eine halbe Stunde später saß man an der gedeckten Tafel im Angesicht des in vollem Lichterglanz strahlenden Baumes. Frau Verena konnte keinen Bissen essen. Tränen der Freude rannen ihr aus den Augen. Denn das, was als selbstverständliche Folge aus der großen Überraschung für sie hervorging, war die Gewissheit, nicht heimatlos zu werden, sondern für immer unter diesem Dach geborgen zu bleiben. Sie erfuhr, wie sich die Neuermählten kennengelernt, erfuhr, daß Viola selbst ihres unsteten Lebens überdrüssig war, und man erzählte ihr, wie man sich darauf gefreut habe, sie mit dieser Neuigkeit zu überraschen.

„Sie werden weiterhin mein treuer Hausgeist sein“, sagte der Hausherr zu Frau Verena, „denn meine Frau weiß nichts von der Verwaltung eines Hauswesens und soll es bei ihrer Mutter lernen.“

„Und wenn mich — was wohl oft geschehen wird — der unwiderstehliche Drang in die Ferne ankommt, so daß ich mit meinem Herrn und Gebieter in die Welt hinausziehen werde, wirst du uns das Nest immer warm und traurlich halten.“

Es war ein glücklicher Weihnachtsabend. Man trennte sich erst spät. Und es war Frau Verena, als werde ihre Träumerei wahr, die sie vor einigen Stunden in die Vergangenheit geführt hatte, als die schöne junge Frau ihre Arme um ihren Hals schlang und ihr in leidenschaftlicher Freude zuflüsterte: „Mutter!“

Rundschau.

Auf der Rutschbahn der Deflation.

Das Kabinett Flandin in Frankreich hat einen höchst bedeutungsvollen Kampf um die Erledigung der Getreidenot hinter sich; was der Nachfolger Doumergues hier durchgetroffen, wird der Bauernschaft eine Konkurswelle

bringen, an welche all die antiparlamentarischen Ankläger nicht gedacht. Noch weniger werden sie an das denken, was folgen muß: Im Wahne, daß man das Politische in den Vordergrund stellen, der Regierung mehr Autorität verleihen und die hemmenden Einprüche der Wähler und ihrer Deputierten zum Schweigen bringen müsse, vergessen sie das Wichtigste, nämlich das Studium des richtigen Weges. Und darum „fressen“ selbst die von geheimen Angsten vor der Diktatur geplagten Députés die verkehrtesten Maßnahmen.

Frühere französische Regierungen, die noch mehr als die heutige vom Parlament hielten, hatten den Bauern einen Stützungspreis für ihr Getreide versprochen und ausbezahlt; heißt das, die Bauern wurden vielfach vom Zwischenhandel um die Früchte dieser Stützung gebracht. Während man heute ausländisches Getreide für 50 oder weniger französische Franken kaufen kann, vergütete der Staat die Differenz vor kurzem noch bis auf 130 Franken. Flandin hat nun durchgetroffen, daß ein gesetzlicher festes Stützungspreis nicht mehr gewährt wird. Der Regierung soll es erlaubt sein, bis auf 90 oder weniger Franken hinunter zu gehen. Erfolg: Panik unter den Bauern, die in den Provinzen draußen loschlagen, was sie können, und sei es auch auf der Höhe des Preises für Überseegetreide.

Aber nicht das allein: Den Bauern soll auch der Kostenbetrag für die Beseitigung der heute bestehenden Lagerbestände aufgebürdet werden. Die Regierung will die Stöds zu Spirit verarbeiten lassen, oder im Auslande verschleudern, oder als Viehfutter absetzen. Wenn diese Stöds verschwinden, wird sich ein „gerechter und gesunder Preis“ halten lassen, wird theoretisiert. Preistreibend soll auch eine Getreidesteuer wirken, die man zur Tilgung eben jener Liquidationskosten für Getreidestöds erhebt. Es fällt der Regierung nicht ein, zu überlegen, daß die Woge des Preisabbaues geradezu die Dämme einreißen und alle schönen Hoffnungen zerstören wird, welche an das Verschwinden der alten Vorräte und die Kornsteuer geknüpft werden.

Täglich wachsen die Arbeitslosenzahlen in Frankreich, mehren sich die Fabriken, die schließen, geht der Auslandsabsatz zurück, bemerkt man, daß fremde Staaten Miene machen, französischen Waren den Weg zu sperren, da ja doch auch Frankreichs Volk immer weniger kaufen kann ... und täglich schrumpfen die Portemonnaies, welche dem französischen Staat Steuern bezahlen müßten. Frankreich, wohin wird der Weg gehen?

Italien ist um ein ordentliches Stück weiter abgerutscht. Man sollte meinen, die seit bald einem Jahrzehnt immer erneut angesetzte Schraube der Lohn- und Preissenkung habe dem Export aufgeholfen und die Lira befestigt, die Zahlungsbilanz aktiv gestaltet, den inländischen Markt befruchtet und somit auch dem Staat die Ausbalancierung seines Budgets ermöglicht. Man sollte denken, daß die Methode in Italien Erfolg haben müßte, wenn sie schon in Deutschland fehlging. Italien kann sich ja nicht mit Reparationslasten herausreden!

Aber nichts von alledem! Die Staatschuld wächst jährlich um 3—4 Milliarden Lire und steht heute auf 104 Milliarden, und die Handelsbilanz nimmt immer schlimmere Proportionen an. Da Italien zum Goldblock gehört, bekämpft es den Druck auf die Lira mit Goldabgaben. Anfangs 1934 besaß die „Banca d'Italia“ noch eine Deckung von 7100 Millionen Lire. Heute steht sie unter 6000 Millionen. Das ist ein Verlust von fast 15 Prozent; der Ausgleich läßt sich nicht erzwingen; ein „heiliges Jahr“ mit vermehrtem Touristenstrom ist nicht fällig, und die Auswanderer schicken Dollars und Pfund nur spärlich, so weit sie nicht überhaupt den Verdienst in der Fremde verloren.

Aus diesen Gründen ist Italien fast plötzlich zum System der Devisenzwangswirtschaft über-